Wo letzte Tage Leben bleiben

Es ist ein Ort, an dem Menschen sterben – und zugleich intensiv leben: Im Hospiz St. Elisabeth Kinzigtal in Gelnhausen zählen Nähe, Würde und Lebensqualität bis zuletzt. GNZ-Redakteur Matthias Abel hat das Team 24 Stunden bei seiner Arbeit begleitet.

DAS HAUS ERWACHT IM TAKT DER GÄSTE

6 – 9 Uhr

6.20 Uhr in der Gelnhäuser Altstadt. Es ist hell an diesem Dienstagmorgen, als ich an der Eingangstür des Hospizes St. Elisabeth klingele. Doch meine Stimmung ist gedrückt. Ich habe schlecht geschlafen, frage mich, ob ich die nächsten 24 Stunden wachbleiben kann. So lange werde ich mich in der Einrichtung aufhalten, in der Menschen ihre letzte Lebensphase verbringen. Im ersten Stock begrüßt mich Ilona Perdylla herzlich. Die Pflegerin tritt den Frühdienst mit ihrem Kollegen Stefan Wegstein an. Beide nehmen mich mit in den Gemeinschaftsraum.

Ich bin nicht zum ersten Mal im Haus und bemerke wieder, wie hell und sauber es hier ist. Der Flur mit den vielen Türen, hinter denen die meisten Gäste – so werden die Bewohner hier genannt – noch schlafen, ist in warmen Farben gestrichen. Wie bei meinen früheren Besuchen bin ich erstaunt, wie gut es hier riecht. Im ganzen Haus und auf Wunsch auch in den Zimmern stehen Luftbefeuchter mit dezenten Duftölen. Es ist eines von vielen Details, die dazu beitragen, dass dieser Ort so wenig an ein klassisches Pflegeheim erinnert.

Der Gemeinschaftsraum im ersten Stock ist so etwas wie die Herzkammer der Einrichtung: ein großer Esstisch, eine offene Küchenzeile, Bücherregale, Fernseher, Stereoanlage, dazu Klavier und Gitarre. Gemütlich, aber nicht bieder – großzügig, modern und freundlich. Freundlich begrüßen mich auch die anderen Pflegerinnen. Schnell sind wir beim Du. Am Tisch sitzen Daniela Ries-Tomec und Katy Ziehdorn, hinter ihnen liegt die Nachtschicht. Ausführlich berichten sie Ilona und Stefan, wie die Gäste die Nacht verbracht haben. Bemerkenswert: Auch wenn sie seit mehr als acht Stunden gearbeitet haben, schaut niemand bei der Übergabe auf die Uhr. Ausführlich gehen Daniela und Katy auf jeden Gast ein.

Aktuell leben sieben Gäste im Hospiz, vier Männer und drei Frauen. Am Vortag ist eine Gästin gestorben, morgen wird eine neue einziehen. Die Nacht war vergleichsweise ruhig. Die Pflegekräfte sprechen über den Wunsch einer Frau, noch einmal nach Hause zu fahren. Akribisch informiert die Nacht- die Frühschicht über den Urinstand und den Stuhlgang der Gäste. Denn alle Gäste erhalten Schmerzmittel, die zu Verstopfungen führen können. Eine andere Frau hatte nachts Schlafprobleme. Doch sie nimmt nur eine halbe Schlaftablette – obwohl eine ganze sinnvoller wäre. Doch niemand hier wird zu etwas gedrängt. „Wir machen Angebote. Ob die Gäste sie annehmen, ist ihre Sache“, sagt Katy.

Das zeigt sich auch bei Herrn G. Der 53-Jährige leidet an einem unheilbaren Hirntumor. Trotz seiner Schwäche hat er sich selbst ein Heilfasten verordnet, weil ihn die Nebenwirkungen seiner Medikamente belasten. Sein Zustand wird eng beobachtet, auch vom Team der spezialisierten ambulanten Palliativversorgung (SAPV), das das Hospiz medizinisch begleitet.

Als sich Daniela und Katy nach etwa 20 Minuten verabschieden, bereiten sich Stefan und Ilona auf ihren Einsatz vor. Meine Anspannung steigt. Ich weiß nicht, wie die Gäste auf mich reagieren, und versuche, mir zuerst einen Eindruck von den Arbeitsabläufen zu machen – vergeblich. Denn eine feste Routine gibt es hier nicht. Die Wünsche der Gäste bestimmen den Alltag.

6.40 Uhr: Ilona ist mit einer Frühaufsteherin zum Duschen verabredet. „Es hat lange gedauert, bis sie dazu bereit war“, sagt sie. Anfangs habe sich die Frau sehr geschämt. Inzwischen darf die Pflegerin auch ihre Narben versorgen und ihr die Strümpfe ausziehen und die Intimstellen begutachten. Dass die Gästin das zulässt, ist für die Pflegerin ein Zeichen gewachsenen Vertrauens. An ihrem Gesäß haben sich zwei stark gerötete Stellen gebildet, die versorgt werden müssen. Gerade bei bettlägerigen Menschen können solche Wunden schnell schmerzhaft werden. Dennoch wird auch hier jeder Schritt abgewogen. „Wir tun nur das, was unsere Gäste uns erlauben“, sagt Ilona. „Das Wichtigste ist, sie nicht unnötig zu belasten.“

Wann sie aufstehen, duschen oder frühstücken, entscheiden die Gäste selbst. Stefan schaut vorsichtig in die Zimmer, um zu sehen, ob sie noch schlafen, ob sie Schmerzen haben oder einfach nur reden wollen, seine Hand halten. Für all das ist hier Raum. Und das weiß er zu schätzen. Stefan hat lange in Krankenhäusern und der ambulanten Pflege gearbeitet. „In pflegerischer Hinsicht ist das hier das Paradies“, sagt er. Für maximal acht Gäste sind rund um die Uhr mindestens zwei Pflegekräfte zur Stelle.

> Was unseren Gästen guttut, ist grundsätzlich erlaubt. Und wenn jemand nachts um drei ein Spiegelei möchte, bekommt er eins.
>
> **Stefan Wegstein**
> Pfleger

„Es ist hier ganz anders, als die meisten Menschen denken“, meint Ilona. „Und es gibt hier nicht nur den Tod.“ Sie selbst arbeitet seit acht Jahren im Hospiz, nach unterschiedlichen Stationen in der Altenpflege. Eine Rückkehr ins Heim kann sie sich nicht mehr vorstellen. Dabei wertet sie die Einrichtungen nicht ab. „Aber es fehlt einfach immer an Zeit. Hier haben wir die Möglichkeit, anders für Menschen da zu sein.“ Und der ständige Tod? „Wir fragen nicht, wie viel Zeit jemand noch hat“, sagt Ilona. „Wir schauen, was wir an Lebensqualität ermöglichen können.“

Stefan ergänzt: „Unsere Gäste wissen, dass sie sterben. Wir können sie nicht heilen. Aber wir können dazu beitragen, dass sie noch schöne Tage erleben.“ Oft blühten Menschen noch einmal auf, wenn der Therapiedruck wegfalle. Dann sagt er nachdenklich: „Sind unsere Gäste jünger oder hinterlassen sie kleine Kinder, das ist schon etwas anderes. Ich bin selbst Vater, das macht dann schon etwas mit mir.“ Trotzdem sei der Alltag im Hospiz meist deutlich fröhlicher, als Außenstehende vermuten.

7 Uhr: Stefan holt frische Brötchen in der „Katakombe“, dem Verbindungsgang zum Kreisruheheim. Eine gemeinsame Küche bereitet das Essen für beide Einrichtungen zu. Später warte ich vor den Zimmern, während er nach den Gästen schaut und Schmerzmittel verabreicht.

Stefan zeigt mir das leere Zimmer, das für eine neue Gästin am nächsten Tag vorbereitet wird. Es ist bereits vollständig desinfiziert. Viele Gäste richten ihre Zimmer mit eigenen Gegenständen, Bildern und Erinnerungsstücken persönlich ein. „Ein Mann hatte sogar seine Modelleisenbahn aufgebaut“, erzählt der Pfleger. „Was unseren Gästen guttut, ist grundsätzlich erlaubt. Und wenn jemand nachts um drei ein Spiegelei möchte, bekommt er eins. Wer ein Bier oder ein Glas Wein trinken will, darf das. Das irritiert die Angehörigen zunächst immer wieder.“

7.45 Uhr: Während Stefan und Ilona das Frühstück vorbereiten, treffe ich Beate Eberl, die stellvertretende Pflegedienstleitung. Sie ist gerade aus dem Urlaub zurückgekehrt und hat einen Berg Bürokratie vor sich, vor allem die Korrespondenz mit den Krankenkassen. Zudem stehen Angehörigengespräche an. Die Familien, sagt sie, benötigten oft deutlich mehr Zuwendung als die Gäste. Dennoch: Ihr erster Gang führt Beate an diesem Morgen nicht ins Büro, sondern in den Gemeinschaftsraum. Das sagt viel aus.

8 Uhr: Yelena Gross tritt den Zwischendienst an. Sie stellt frische Blumen auf den Tisch und deckt ihn für das Frühstück. Viele Gäste werden in ihren Zimmern essen. Sie schmiert Brot und schneidet es in mundgerechte Stücke, die sie liebevoll auf Tellern drapiert. „Das Auge isst eben mit“, meint sie lachend, als sie meinen verwunderten Blick sieht.

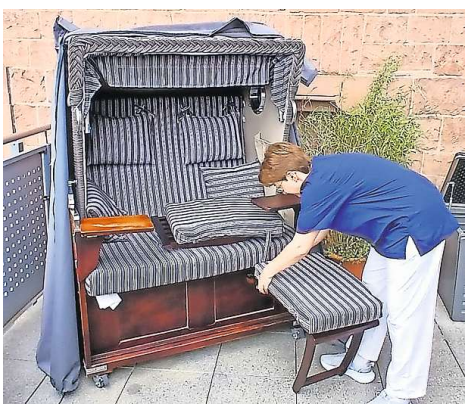
Und dann höre ich eine lachende Stimme. Einrichtungsleiter Frank Hieret ist gekommen. Geblümtes Hemd, akkurat geschnittene und aufwendig gegelte Frisur, grüne Schuhe, immer eine Fliege, stets ein Lächeln auf den Lippen und ein passendes Bonmot auf der Zunge. Ein Blick fürs Detail, der die Oberfläche genießt und doch in die Tiefe geht. Ein Feingeist und Genussmensch, mit ansteckend guter Laune, der sich mühelos auf großem Parkett und in allen anderen Situationen bewegen kann. Und ein feinsinniger Zuhörer mit Leidenschaft für Menschenliebe. Selbst seine elegante Erscheinung ist kein Ausdruck von Eitelkeit, sondern von Wertschätzung für die Menschen, mit denen er arbeitet und lebt. Ganz selbstverständlich beginnt er, das Frühstück mit vorzubereiten, fragt, wie es den Pflegern geht – und den Gästen.

Zwei von ihnen sitzen bereits am Tisch. Frau W., sorgfältig frisiert und elegant gekleidet, isst mit großem Appetit. Nur ihre Arme, zerbrechlich dünn, verraten, wie krank sie ist. Ihr gegenüber sitzt Frau F. Beide loben das Essen. Frank Hieret stellt mich ihnen vor. „Ein Bericht für die Zeitung, das ist gut“, sagt Frau W.

Gäste beim Mittagessen im Gemeinschaftsraum. FOTOS: ABEL

Hospizleiter Frank Hieret und Beate Eberl im Büro der Geschäftsführung sprechen über Dienstpläne, Verlängerungsanträge und immer auch über den Zustand der Gäste.

Beim Singen mit Musiktherapeutin Silke Knoll entstehen kreative Texte und bewegende Gespräche.



Im Strandkorb auf der großen Terrasse hat bereits ein Brautpaar gesessen – bei einer echten Bikerhochzeit im Hospiz.

Bei der Teamsitzung im Gemeinschaftsraum kann jeder offen ansprechen, was ihn bewegt.

„Die Leute sollen sehen, dass man sich hier wohlfühlen kann." Ich bin erleichtert über diese erste Begegnung.

Später begleite ich den Leiter in sein Büro. Er bringt Beate nach ihrem Urlaub auf den neuesten Stand – und kennt jedes Detail. Er spricht über Gäste, Angehörige und die Sorgen des Teams. Auch er hat Sorgen, etwa das selbst verordnete Heilfasten von Herrn G. Der 53-jährige Gast ist am Vortag gestürzt und klagt über Kopfdruck. Das Fasten birgt gesundheitliche Risiken. Trotzdem respektiert Hieret seinen Wunsch. Eine ganz andere Sorge: Das Faxgerät hat seinen Geist aufgegeben. Und dann müssen noch Verlängerungsanträge bei den Krankenkassen gestellt werden. Die bewilligen Aufenthalte zumeist nur wenige Wochen. Voraussetzung ist eine ärztliche Bescheinigung, dass eine unheilbare, fortschreitende Erkrankung mit begrenzter Lebenserwartung vorliegt und keine Krankenhausbehandlung nötig ist. Die Sorgfalt der Kassen hat einen guten Grund: Immerhin kostet ein Platz im Hospiz 605 Euro pro Tag.

Doch die Wartelisten sind voll. Wer einen der begehrten Plätze bekommt, entscheidet sich nicht allein nach Diagnosen. „Wir schauen auch, wie stark Angehörige belastet sind, ob zu Hause eine Versorgung zusammenbricht oder ob kleine Kinder betroffen sind. Das alles spielt eine Rolle", sagt Frank Hieret. Das Hospiz stimmt sich dabei eng mit den Kliniken und dem SAPV-Team ab.

8.30 Uhr: Ich gehe zurück in den Gemeinschaftsraum. Zu den beiden Frauen hat sich inzwischen ein Mann gesellt, der längst weiß, wer ich bin. „Schreiben Sie einen guten Bericht", sagt er lachend. Erst als ich seinen Rollator in der Ecke sehe, begreife ich, dass auch er ein Gast ist. Herr G. wirkt hellwach, gibt sich humorvoll und erstaunlich lebensfroh. „Dieses Haus ist toll", sagt er. „Nicht nur das Gebäude – vor allem die Begegnungen hier." Er merkt, dass mich seine gute Stimmung irritiert. „Viele haben Angst, wenn sie das Wort Hospiz hören", sagt er. „Aber hier wird viel gelacht." Die beiden Frauen nicken. Und dann erzählen sie von der jüngsten Faschingsfeier und den Kochevents. Vor Kurzem gab es Rehgulasch, gespendet von Jägern aus dem Stadtwald, ein anderes Mal Spargel. „Wir haben alle mitgekocht", meint Frau W. Es sind solche Erinnerungen, die zeigen, wie viel Alltag und Lebensqualität hier noch möglich sind und wie sehr die Gäste das schätzen.

Möglich wird all das durch gute Schmerzkontrolle. „Ich habe mit meinem Leben abgeschlossen. Ich fühle mich hier wohl, auch wenn der Gang nicht leicht war", sagt Frau W. „Aber ich habe keine Schmerzen mehr, das ist das Wichtigste: diese Schmerzen nicht mehr zu haben."

Mit seinem Leben abzuschließen, für Herrn G. ist das um ein Vielfaches schwieriger. Nicht nur aufgrund seines Alters. Der 53-Jährige ist Familienvater. „Das Schlimmste ist das Heimweh", sagt er leise. Ich frage ihn, wie alt seine Kinder sind. „Das jüngste ist elf, das älteste 19." Ich muss an meine beiden Töchter denken und bewundere, wie gefasst er ist. Dann lächelt er wieder. „Aber es ist gut so, wie es ist. Ich kann hier kommen und gehen, wie ich will. Ich kann meine Familie zu Hause besuchen. Sie können mich besuchen, wann sie möchten. Ein Abschied, so dosiert, ist mit kleinen Kindern das Beste." Dann wird er wieder ernst. „Meine größte Sorge ist, dass meiner Frau etwas passiert. Was ist, wenn ihr ein Ast auf den Kopf fällt? Was ist dann mit den Kindern?"

8.45 Uhr: Plötzlich wird es lebendig. Nicole Laudenbach ist gekommen und hat Paul mitgebracht. Der Hund mit dem warmen und ruhigen Blick wird von Gästen und Teammitgliedern freudig begrüßt. Auch ich kann nicht anders, als ihn zu streicheln. Nicole arbeitet als Sozialpädagogin und Psychoonkologin im Hospiz. Kurz gesagt: Wo Gesprächsbedarf besteht, ist sie zur Stelle. Zu ihren Aufgaben gehört es, Menschen zu helfen, sich mit dem nahenden Tod auseinanderzusetzen – natürlich nur, wenn sie das wollen. Und auch in ihrem Fall sind die Angehörigen ebenso Bestandteil ihrer Arbeit. „Ich helfe unter anderem Kindern, kleinen oder auch erwachsenen, damit sie ihre Eltern besser gehen lassen können, oder Ehepartnern. Gelingt mir das, können auch die Gäste leichter Abschied nehmen."

Dabei hat sie oft bewegende Momente erlebt: Familien, die nach Jahren der Kontaktlosigkeit wieder miteinander sprechen oder wenigstens gemeinsam am Sterbebett sitzen konnten. Immer an ihrer Seite ist Paul. „Er hat schon vielen Menschen geholfen, hier anzukommen, sich zu öffnen und den Gedanken an den Tod zuzulassen." Und auch bei der Arbeit mit den Familien ist er wichtig. „Ein Gast", sagt sie dankbar, „ist sogar extra wegen Paul hierhergekommen. Dabei war es eigentlich nur ein Zufall, dass ich ihn beim ersten Mal mitgebracht habe."

WUT, TRAUER, FREUDE UND GESANG

9 - 12 Uhr

9 Uhr: Im Obergeschoss begrüßen Frank Hieret und Beate ein Ehepaar. Der Mann, unheilbar an Krebs erkrankt, will die Einrichtung kennenlernen. Besichtigungstermine und Informationsgespräche – für den Einrichtungsleiter und die Pflegedienst-Chefin bedeuten sie einen Mehraufwand, den sie bewusst in Kauf nehmen, um Berührungsängste mit der Einrichtung abzubauen.

Hieret finden schnell einen Draht zu den Besuchern. Die wichtigste Sorge des Mannes ist die Finanzierung. Der Einrichtungsleiter kann ihn beruhigen: 95 Prozent übernimmt die Krankenkasse, den Rest trägt der Förderkreis über Spendeneinnahmen. „Außer Friseur, Fußpflege und Medikamentenzuzahlungen entstehen Ihnen keine Kosten." Der Mann atmet sichtbar auf und meint dann: „Ich muss ja auch an meine Frau denken."

Auch ihr brennt eine Frage auf der Seele: „Wann?" Denn noch, sagen die Eheleute, funktioniere vieles zu Hause. „Den Zeitpunkt bestimmen Sie", sagt Hieret. Aber er hat eine klare Empfehlung: „Warten Sie nicht zu lange, bis Ihre Frau nicht mehr kann und dann vielleicht kein Platz mehr frei ist." Das größte Hindernis, sagt er, sind die Schuldgefühle der Angehörigen. „Aber wenn wir die Pflege übernehmen, gibt Ihnen das die Möglichkeit, die gemeinsame Zeit viel intensiver zu verbringen und sich auf das zu konzentrieren, was wirklich zählt: die Lebensqualität."

Besuchszeiten gibt es nicht, erläutert er den Besuchern. Angehörige dürfen jederzeit kommen, auf Wunsch auch übernachten. Auch Haustiere sind als Besucher willkommen. Musiktherapie, Hundebesuche – vieles ist möglich. Bei stabilem Zustand, sagt Frank Hieret, können Gäste zudem jederzeit ihre Familie besuchen. Er empfiehlt dem Paar, sich auch andere Einrichtungen anzuschauen und sich mit anderen palliativen Pflegemodellen auseinanderzusetzen. „Wenn Sie sich hier anmelden, kann es schnell gehen. Darauf müssen Sie gefasst sein."

> Ich habe mit meinem Leben abgeschlossen. Ich fühle mich hier wohl, auch wenn der Gang nicht leicht war. Aber ich habe keine Schmerzen mehr, das ist das Wichtigste: diese Schmerzen nicht mehr zu haben.
>
> Eine Gästin

Irgendwann meint die Frau leise: „Wir haben uns unseren Lebensabend anders vorgestellt." Ihr Mann nickt. „Vor dem Tod habe ich keine Angst. Aber vor dem Sterben und vor Schmerzen." Angst habe im Hospiz genauso ihren Platz wie Trauer und Wut, sagt der Einrichtungsleiter. Und der Schmerz? Hieret kann den Mann beruhigen. „Wir haben alle Möglichkeiten, die Symptome sehr gut zu kontrollieren. Ich kann Ihnen keine komplette Schmerzfreiheit versprechen. Aber ich kann Ihnen versprechen, dass Sie schmerzarm sein werden." Und dann kommt er auf eine weitere Emotion zu sprechen, die in diesem Haus Platz hat: Humor. „Lachen Sie. Wir lachen oft hier. Das ist ganz wichtig."

Ob er sich vorstellen kann, hier einzuziehen? Der Mann antwortet ehrlich: „Im Moment sträubt sich noch alles in mir dagegen." Dann fügt er nach einer Pause hinzu: „Aber ich will auch nicht, dass meine Frau irgendwann nicht mehr weiß, was sie mit mir machen soll."

Er hoffe auf noch ein paar Jahre, sagt er, berichtet davon, was er im Internet über seine Krankheit gelesen hat. Hieret wird deutlich: „Gehen Sie weg von der Zeit. Wenn Ihnen jemand sechs Monate nennt – was machen Sie dann im siebten? Dann warten Sie nur noch auf den Tod." Sein Rat: die verbleibende Zeit nicht in Zahlen messen, sondern bewusst leben und das genießen, was noch geht. Trotz Diabetes nicht auf das Sahnetörtchen verzichten oder auf den Eierlikör. „Zur Not trinke ich einen mit."

10 Uhr: Im Gemeinschaftsraum wird eine Art zweites Frühstück vorbereitet. An der Küchenzeile steht Musiktherapeutin Silke Knoll bei den Pflegern und schneidet Paprika. Ich beobachte, wie selbstverständlich und geräuschlos die vielen Hände hier ineinandergreifen. Auch Frank Hieret stellt sich dazu, schlägt Eier in die Pfanne und verfeinert das Rührei mit Schnittlauch.

Dann wird ein weiterer Gast im Rollsessel in den Raum geschoben. Herr K. ist erst 35 Jahre alt und hat längst einen besonderen Platz in den Herzen der Bewohner und Mitarbeiter eingenommen. Aufgrund eines frühkindlichen Hirnschadens

kann er kaum sprechen, seine Arme sind verkrampft. Nun ist er zusätzlich an Darmkrebs erkrankt.

Ich kenne ihn bereits von einem früheren Besuch und erinnere mich daran, wie sehr er Berührungen einfordert. Auch jetzt streckt er mir seinen Arm entgegen. Ich gebe ihm meine Hand, er legt sie an seine Wange. Dann öffnet er die Arme – und ich umarme ihn lange. Sein Körper wirkt zerbrechlich und gleichzeitig erstaunlich warm.

„Er bewegt uns alle“, sagt Frank Hieret später. Nicht nur wegen seines Alters, sondern auch wegen seines schweren Lebenswegs und seines großen Bedürfnisses nach Nähe. „Wenn er uns verlässt, wird das schwer.“

Auf dem Schoß des 35-Jährigen liegen Decken und Kinderbücher. Er hält mir „Die Eule mit der Beule“ entgegen, zeigt auf die Bilder. Ich verstehe nicht, was er mir sagen will. Ich erzähle ihm, dass ich das Buch meinen Kindern oft vorgelesen habe. Ich frage mich, wie viel er von dem versteht, was ich sage. Eine ehrenamtliche Begleiterin der Arbeitsgemeinschaft Hospiz ist gekommen, um ihm vorzulesen. Doch Herr K. ist heute müde, der Aufenthalt strengt ihn an. Schon am Morgen hat er zusätzliche Schmerzmittel erhalten. Am nächsten Tag will das Team bei der Visite mit den Ärzten über eine Umstellung der Medikation sprechen.

Während ich Herrn K., der von allen nur bei seinem Vornamen genannt wird, nachblicke, ruft Frank Hieret sein Team zusammen: „Kinder, es gibt Essen.“ Mit der Pfanne in der Hand verteilt er das Rührei am Tisch. Unterdessen haben seine Mitarbeiter bereits Brötchen, Brot, Käse, Aufschnitt und Gemüse vorbereitet. Schon nach wenigen Stunden im Hospiz ist die Mischung aus Nähe zum Tod und gelebtem Alltag kein Widerspruch mehr für mich. Ich greife herzhaft zu.

10.20 Uhr: Hauswirtschafterin Maria Wilhelm bereitet bereits die Wärmebehälter für das Mittagessen vor, das aus der Küche des Kreisruheheims kommt. Eugen Glöckner, stellvertretender Vorsitzender des Förderkreises des Hospizes und Mitstreiter der ersten Stunde, betritt den Raum und unterhält sich mit den Pflegekräften. „Ich bin regelmäßig hier. Es gibt immer etwas zu besprechen“, meint er. Die Kommunikation mit Leitung und Team lobt er ausdrücklich.

Der Raum der Stille im Erdgeschoss ist ein besonderer Ort, um zur Ruhe zu kommen.

Die Kochzeile im Gemeinschaftsraum ist so etwas wie die Herzkammer der Einrichtung.

Glöckner gehörte 2014 zu den Gründungsmitgliedern des Vereins, der das Hospiz bereits im Sommer 2017 gemeinsam mit der Caritas und dem Main-Kinzig-Kreis eröffnen konnte. Seitdem schließt der Förderkreis Finanzierungslücken, organisiert Spenden und Ehrenamt und ermöglicht zusätzliche Angebote wie Musik- und Hundetherapie für die Gäste. Er nimmt mich mit in den Raum der Stille im Erdgeschoss, einen der besonderen Orte des Hauses. Stolz zeigt er mir ein Bild, das die Witwe des Linsengerichter Internisten Dr. Jürgen Reuter vor drei Jahren an das Hospiz gespendet hat. Reuter, ein guter Freund Glöckners, hat es selbst gemalt. Der Titel: „Opa mit Enkeln“. „Ich denke, es passt wunderbar in diesen Raum“, meint Glöckner. Hier können Gäste und Angehörige zur Ruhe kommen. Ein Tisch mit Stühlen, eine Liege, Sessel und ein Sofa – stilvoll eingerichtet. „Dieser Raum trägt wie so vieles hier die Handschrift von Frank Hieret“, sagt Glöckner.

Dann zeigt er mir die Gedenkbücher, in denen alle verstorbenen Gäste seit der Eröffnung mit ihren Lebensdaten aufgeführt sind. Oft haben Angehörige persönliche Dankesworte hinterlassen. Der Blick auf die vielen Ordner macht ihn ehrfürchtig. „2027 wird das Hospiz zehn Jahre alt. Seitdem sind mehr als 1.000 Menschen hier gestorben. Und was noch wichtiger ist: Sie haben hier gelebt. Ich bin immer wieder beeindruckt, was in diesem Haus passiert.“

10.50 Uhr: Maria hat das Mittagessen geholt und verteilt es auf den Tellern. Sie kennt die Wünsche der einzelnen Gäste gut. Ich gehe auf die Terrasse und treffe dort Frau W. und Frau H. wieder. Der Blick über die Gelnhäuser Altstadt mit Peterskirche, Marienkirche und weit ins Kinzigtal ist überwältigend. Ich bin überrascht, wie ruhig es hier oben ist. Mir fällt auf, dass ich seit Stunden kein einziges Mal auf mein Handy geschaut habe.

Die beiden Frauen sprechen über frühere Urlaube und Reisen, die sie noch machen wollten. Es wirkt, als tue ihnen allein die gemeinsame Gegenwart gut. Dann erscheint Musiktherapeutin Silke Knoll auf der Terrasse. „Auf, Ladys – es wird gesungen.“

Wenig später sitzen wir im Gemeinschaftsraum. Silke stellt ein iPad mit Liedtexten auf den Tisch und holt ihre Gitarre hervor. Zum Einstieg erklingt „Liebeskummer lohnt sich nicht“. Gelegentlich stimmen Teammitglieder bei ihren Handgriffen mit ein. Bald singe auch ich mit. Bei „Die Gedanken sind frei“ und später bei „Hoch auf dem gelben Wagen“ wird viel gelacht. Doch bei der Zeile „Ich möchte so gerne noch bleiben“ stockt mir plötzlich die Stimme, weil ich weiß, dass das Stück von der Unmöglichkeit handelt, die Zeit anzuhalten.

Ich schaue zu Frau F. Ihr Gesicht, das zuvor oft verschlossen gewirkt hatte, ist jetzt hell. Nach dem Lied erzählen die Frauen von früher – vom gemeinsamen Singen in ihren Familien, beim Abwasch oder an Feiertagen. Dann stimmt Silke „Von guten Mächten wunderbar geborgen“ an. Frau F. sagt leise: „Ich singe es so gerne. Aber dabei kommen mir immer die Tränen.“ Und dafür ist Raum hier. Musik kann vieles in Bewegung bringen, meint Silke, und die beiden Frauen stimmen ihr zu. Schnell geht das Singen in ein intensives Gespräch über.

Frau W. erzählt von ihrer Krankheit, von Schmerzen und von Morphium, das ihr Albträume bereitete. Sie berichtet, wie schwer ihr der Schritt ins Hospiz gefallen ist. „Ich wollte keine Hilfe“, sagt sie. „Heute bin ich dankbar, dass ich hier bin.“

Herr G. betritt den Raum, stellt seinen Rollator ab und greift spontan zur Gitarre. Plötzlich sagt er: „Wir sollten einen Rollator-Boogie-Woogie schreiben.“ Allerdings, sagt er, fühlt er sich heute dazu nicht imstande. Doch Silke meint: „Wir schieben nichts auf.“

Und schon texten alle drauflos. Eine Melodie ist schnell gefunden: „Sonderzug nach Pankow“. Innerhalb von zehn Minuten sind die ersten beiden Strophen fertig: „Hallo allerseits, hier im Hospiz in Gelnhausen, wir sind auf Rennstrecke zwei und sind auch heut voll dabei. Wir laden euch ein, uns etwas besser kennenzulernen“, heißt es am Anfang. Silke ist begeistert. „Das nehmen wir auf“, sagt sie. „Und machen ein Video.“ Kurze Zeit später drehen sie die erste Szene auf der Terrasse. Natürlich mit den Rollatoren.

WO DER ALLTAG KOSTBAR WIRD

12 - 22 Uhr

12 Uhr: Auf dem Tisch im Gemeinschaftsraum stehen Teller, Besteck, Gläser – und Medikamente. Kurz vor dem Mittagessen fährt Stefan Herrn F. im Rollsessel herein. Der Gast blickt neugierig in die Runde. Sein Gesicht ist eingefallen, er hat Zähne verloren, seine Augen sind gerötet, aber er lächelt und genießt die Gesellschaft sichtlich. Mit Herrn G. spricht er über ihre frühere Arbeit bei Banken in Frankfurt, über gemeinsame Bekannte und sogar über die geplante Fusion von Commerzbank mit UniCredit. Wieder fällt mir auf, wie sehr die Gäste noch am Leben außerhalb dieser Mauern teilnehmen.

Dann wird gegessen: Salat, Pizza, Suppe und Nachtisch. Selbst Herr G. nimmt trotz seines Fastens einen Teller Gemüsebrühe, die Maria für ihn gesiebt hat. Die Gäste erinnern sich an den Besuch einer Pflegeschulklasse in der vergangenen Woche. Die jungen Menschen haben gesungen, Bilder gemalt und Armbänder mit den Namen der Gäste gestaltet. Frau F. trägt ihres am Handgelenk und zeigt es mir stolz. Ich merke, wie viel den Gästen solche Gesten bedeuten.

13 Uhr: Frau W. erlaubt mir, ihr Zimmer im Erdgeschoss zu besichtigen. „Es ist alles hell hier, so hoch und sauber – und es riecht gut“,

Andrea Herchenröder bereitet die Medikamente für die Nacht vor.

Pfleger Stefan Wegstein zeigt einen Lifter im ersten Obergeschoss, der dabei hilft, Gäste zu mobilisieren.

Er öffnet Herzen: Sozialpädagogin und Psychoonkologin Nicole Laudenbach hat Hund Paul mitgebracht.

sagt sie unterwegs. In ihrem Zimmer angekommen, meint sie stolz: „Das ist mein kleines Reich." Sie hat zwei Porzellanpuppen von zu Hause mitgebracht, Blumenvasen, Fotos ihrer Familie und ihres verstorbenen Mannes. Sie zeigt mir ihr Bad und ihr Bett, in dem sie zum ersten Mal seit Jahren ohne Rückenschmerzen schlafen kann. „Beim ersten Blick habe ich gesagt: Hier ist es so sonnig, hier bleibe ich", erzählt sie.

Auf einem Sideboard steht eines der Bilder, die die Pflegeschüler vor wenigen Tagen für die Gäste gemalt haben. Über dem Bild hängt ein Armband, mit ihrem Namen. „Das halte ich in Ehren", sagt sie. Auf dem Rückweg zeigt sie mir die vielen Bilder im Gang. Eines davon ist das Porträt „Ende" der Jossgründer Künstlerin INK. Es zeigt das Gesicht einer alten Frau und ihre abgearbeiteten Hände. Frau W. sieht es an und sagt: „Es ist unfassbar."

Frau F., die uns begleitet, weist mich auf die kunstvoll gestalteten Schriftzüge mit Zitaten an den Wänden hin. Eines stammt von Antoine de Saint-Exupéry: „Das, worauf es im Leben ankommt, können wir nicht vorausberechnen. Die schönste Freude erleben wir immer da, wo wir sie am wenigsten erwartet haben."

Wenig später sitzen Frau W. und Frau F. wieder auf der Terrasse. Yelena bringt Apfelschorle, Ilona misst den Blutdruck und legt eine mobile Klingel auf den Tisch. Mein Blick fällt auf einen abgehängten Gegenstand. Unter der Plane verbirgt sich ein Strandkorb. Frank Hieret erzählt mir, dass darauf sogar ein Brautpaar Platz genommen hat – bei einer echten Biker-Hochzeit im Hospiz. „Wir haben hier viele Wünsche erfüllt, von denen Menschen dachten, es sei längst zu spät dafür." Frau W. nickt. „Man kann das hier nicht mit einem Pflegeheim vergleichen." Frau F. ergänzt: „Hier bist du frei. Du kannst kommen und gehen, wie du willst. Es ist ruhig – und trotzdem ist Leben da." Dann schaut sie dem Einrichtungsleiter hinterher und sagt: „Von ihm geht viel von dieser Atmosphäre aus. Er sorgt dafür, dass sich dieses Haus wie eine große Familie anfühlt."

14 Uhr: Wie eine große Familie kommt auch das Team zur nächsten Übergabe zusammen. Jetzt sind auch Beate und Frank Hieret dabei. Der Leiter schenkt seinen Kollegen Kaffee ein, eine Pflegerin bringt Kuchen mit, Beate stellt Schokoküsse auf den Tisch. „Niemand verhungert hier", sagt Hieret lachend. Ich lerne Andrea Herchenröder und Guadalupe Yaneli Del Valle-Weigand kennen. Sie übernehmen den Spätdienst. Das ganze Team spricht ausführlich über die Gäste. Der Leiter hört aufmerksam zu, achtet auch auf sein Team. Herr K. soll nach der Schmerzmittelumstellung wieder stärker mobilisiert werden. „Bitte benutze den Lifter", sagt er zu Stefan. „Auch du hast nur einen Rücken."

Gleich danach beginnt die mo-

> Wir lassen unsere Gäste eng an uns heran. Das macht etwas mit jedem von uns und jeder geht anders damit um. Mich hat all das noch sensibler für den Umgang mit Menschen gemacht, und dafür, wie wertvoll das Leben ist.
>
> **Andrea Herchenröder**
> Pflegerin

natliche Teamsitzung. Jeder kann sagen, was er auf dem Herzen hat. Zudem gibt es neue Vorgaben der Caritas. Und auch das kaputte Faxgerät spielt eine Rolle. Ein weiteres Thema: Das Hospiz möchte in den sozialen Medien sichtbarer werden. „Es ist gut, Gesicht zu zeigen", sagt Andrea. „Die Menschen sollen sehen, dass unsere Arbeit wertvoll ist. Dass das hier nicht so grausam ist, wie es sich viele vorstellen." Oft bemerke ich an diesem Tag, wie das Team unter der Verdrängung des Sterbens leidet. Unter dem Wegsehen. „Viele sehen nur den Tod", sagt Andrea. „Dabei steckt in dieser Arbeit auch unglaublich viel Herzblut."

Mitten in der Sitzung wird Sauerstoff für das freigewordene Zimmer geliefert. Besucher kommen und gehen. Immer wieder klingelt eines der Telefone, auf die die Klingeln der Gäste umgestellt sind, und die diensthabenden Pfleger verschwinden in den Zimmern. Frank Hieret verkündet eine gute Nachricht: Der aktuelle Hygienetest ist ohne Beanstandungen verlaufen. Ich bin nicht überrascht. Wieder fällt mir auf, wie viel Zeit sich alle nehmen. Niemand wirkt gehetzt. Niemand scheint dem Feierabend entgegenzufiebern.

15.30 Uhr: Ilona und Stefan verabschieden sich, der Spätdienst übernimmt. Für die Gäste beginnt die Kaffeezeit. Mehrmals pro Woche gibt es Kuchen aus der Küche – und wenn nicht, sorgen Angehörige oder das Team dafür, dass trotzdem etwas Süßes auf dem Tisch steht.

15.55 Uhr: Andrea und Yaneli gehen durch die Zimmer. Ich begleite Andrea zu Herrn K. Im Zimmer des 35-Jährigen läuft ein Zeichentrickfilm. Auf dem Sessel liegt ein großer Stofflöwe. In seinen Armen hält er einen Plüschpapagei, den er immer wieder gegen seinen Hals und sein Gesicht drückt. Ein kleiner Weihnachtsbaum steht ebenfalls im Raum. „Er liebt Weihnachten und hört das ganze Jahr über ‚Stille Nacht'", hat mir Frank Hieret zuvor erzählt.

Als mich Herr K. sieht, streckt er mir wieder die Hände entgegen. Ich halte sie lange. Dann drückt er mir seinen Stoffpapagei in die Hand. Das bewegt mich, und wieder muss ich an meine eigenen Kinder denken. Andrea sagt ihm, dass sie ihm später etwas vorlesen will. Doch der junge Mann wird unruhig. Die Schmerzen nehmen zu. Er stöhnt. Andrea cremt vorsichtig sein Gesicht ein, gibt ihm Cola aus einem Schnabelbecher und holt schließlich Unterstützung zum Umlagern. Ich höre ihn „Aua" rufen. Über eine Nadel in seinem Arm ist er an eine Schmerzpumpe angeschlossen, die kontrolliert und gleichmäßig Schmerzmittel abgibt. Alle 20 Minuten kann eine Extradosis, ein sogenannter Bolus, angefordert werden. Andrea hat den Knopf bereits gedrückt. „Es wirkt gleich", sagt sie ruhig. Herr K. sagt: „Papa." „Er kommt nach der Arbeit", meint Andrea. Dann geht sie mit Yaneli zu Herrn F., der ebenfalls umgelagert werden muss.

Draußen beginnt es zu regnen. Im Pflegestützpunkt zeigt mir Andrea, wie sorgfältig alle Schritte im Dokumentationssystem Palli-Doc festgehalten werden. Hier wird alles sorgfältig vermerkt: verabreichte Mittel, Risiken für die Gäste, Besonderheiten im Alltag. Auch medizinisch muss das Team viel im Blick behalten: Verstopfungen, Übelkeit, Krämpfe, Nebenwirkungen von Medikamenten. „Das ist definitiv kein 08/15-Job", sagt die Pflegerin. Gleichzeitig gibt es hier etwas, das sie aus früheren Einrichtungen kaum kannte: Zeit für Körperpflege, Gespräche, Berührungen.

Das Wichtigste ist die Schmerzkontrolle. Die Medikamentenpläne werden regelmäßig mit dem SAPV-Team abgestimmt. Das Team achtet sorgfältig darauf, dass die Gäste ihre Mittel nehmen. Und wenn sie es ablehnen? „Dann zwingen wir niemanden. Aber wir dokumentieren es und sprechen mit dem Arzt."

Und was ist, wenn es zu Ende geht? Setzt der Atem aus, werden die Gäste nicht wiederbelebt. „Wer hierherkommt, ist damit einverstanden, zu sterben." Die meisten Gäste leiden unter Krebs. Seltener kommen auch Menschen mit ALS ins Hospiz, also mit Amyotropher Lateralsklerose, einer unheilbaren Erkrankung, die durch das Absterben motorischer Nervenzellen eine zunehmende Muskelschwäche und Muskelschwund im gesamten Körper verursacht. „Die Versorgung von ALS-Patienten ist sehr speziell", sagt Andrea. „Sie können sich überhaupt nicht bewegen. Sie spüren jede Falte." Und: „Sie können kaum noch sprechen oder überhaupt nicht mehr. Aber ihr Bewusstsein ist bis zum Schluss voll da." Sie hat mit einer Frau gearbeitet, die ein Buchstabenbrett nutzte, um zu kommunizieren. Ein anderer Patient verwendete ein laminiertes Blatt mit Wörtern. „Das geht dann für eine Weile", sagt sie. „Und wir bekommen mit der Zeit ein Gespür für die Bedürfnisse der Menschen." Das Problem: „Bis unsere Gäste zu uns kommen, ist die Krankheit oft schon sehr weit fortgeschritten."

Und was, wenn der Zustand unerträglich wird? Aktive Sterbehilfe gibt es im Hospiz nicht. Aber in bestimmten Fällen können sich die Verantwortlichen für eine palliative Sedierung entscheiden, sagt Andrea. Dabei handelt es sich um einen ärztlich begleiteten Prozess, bei dem das Bewusstsein Sterbender mit Medikamenten gedämpft wird, um unerträgliche Symptome wie Atemnot oder starke Schmerzen zu lindern. „Bei der Entscheidung sitzen alle an einem Tisch: Familie, Ärzte, Leitung – und das Wichtigste ist immer der Wille des Gastes."

Dieser Wille steht im Mittelpunkt des Hauses, ebenso wie die Freiheit der Gäste. Die Möglichkeit, selbstbestimmt zu leben. „Alles, was unsere Gäste aus eigener Kraft tun können, dürfen sie selbst tun", sagt Andrea, während sie die Medikamente für den nächsten Tag zurechtlegt. „Geht es nicht mehr, bieten wir Hilfe an. Aber es ist immer nur ein Angebot." Niemand wird zu etwas gezwungen, auch nicht zur Einnahme von Medikamenten oder zum Essen. Doch gerade Menschen dazu zu bringen, Hilfe anzunehmen, gehört zu den Aufgaben des Personals. Möglich wird das durch die engen Bindungen, die hier entstehen. Das kann nicht jeder, sagt Andrea. „Dienst nach Vorschrift gibt es hier nicht."

18.30 Uhr: Im Gemeinschaftsraum sitzen Frau W. und Frau F. beim Abendessen. Auf dem Tisch stehen Brot, Gemüse, Käse, Wurst und Salate. Andrea und Yaneli haben alles vorbereitet. „Und das hier ist unser Schnaps", sagt Frau F. lachend und zeigt auf ihren Becher mit Schmerzmitteln.

Herr G. setzt sich mit einem Kräutertee dazu. Wieder bin ich überrascht, wie normal dieser Abend wirkt. Während ich mir notiere, was auf dem Tisch steht, frage ich mich, ob solche Details überhaupt wichtig sind, um die Arbeit in der Einrichtung vorzustellen. Dann wird mir klar, dass es angesichts des bevorstehenden Todes für die Gäste nichts Banales gibt. Alles noch so Alltägliche, das sie genießen können, ist ein Wunder.

„Was darf es heute als Betthupferl sein?", fragt Andrea später scherzend. „Süß oder schaumig?" Die beiden Frauen teilen sich schließlich einen Piccolo. Andrea und Yaneli setzen sich kurz dazu. Frau W. und Frau F. erzählen von ihrer Arbeit, von ihren Haushalten. Oft tauchen sie so stark in ihre Vergangenheit ein, dass sie in der Gegenwartsform sprechen.

In seinem Zimmer helfen Vater und Stiefmutter Herrn K. beim Essen. Sie kommen trotz der Arbeit so oft sie können. Gegen 19 Uhr bringt Andrea das Abendessen zu Herrn F. aufs Zimmer. Dazu ein Bier. Frau W. blickt ihr hinterher und meint: „Die beiden haben ein Tempo drauf, so fleißig." Wieder wird mir bewusst, wie viele Handgriffe im Hintergrund passieren, die ich kaum wahrnehme.

19.30 Uhr: Ein Lieferant bringt Medikamente aus der Apotheke. Im Pflegestützpunkt – auf jeder Etage gibt es einen – prüft Andrea die Lieferung und zeichnet alles doppelt ab. Ich frage sie, was sie in ihrem Beruf am meisten belastet. „Nicht der Tod", sagt Andrea. „Sondern

Eine Gästin zeigt ein Bild, das eine Gruppe Pflegeschüler für sie gemalt hat. Ihre Zimmer haben die Gäste mit vielen persönlichen Gegenständen eingerichtet.

wenn Menschen Schmerzen haben. Zum Glück gibt es heute viele Möglichkeiten, gut zu behandeln.“ Und nach einer Pause fügt sie hinzu: „Mich macht es traurig, dass wir nicht für jeden einen Platz anbieten können. Und dass viele Familien zu lange warten. Oft brechen Angehörige fast zusammen, bevor sie Hilfe annehmen.“

Und dann ist da immer das unausgesprochene Tabu. „Wenn ich neue Leute kennenlerne, etwa im Urlaub, und sie mich nach meinem Beruf fragen, machen sie dicht oder reagieren mit übertriebenem Respekt.“ Dann ist die Leichtigkeit dahin. Sehr oft hört sie den Satz: „Ich könnte so etwas nicht.“ In den meisten Fällen ist es eher eine Abwehrgeste als eine Anerkennung ihrer Arbeit.

„Dabei sterben Menschen überall – im Krankenhaus, im Pflegeheim. Der Unterschied ist: Hier habe ich Zeit, wirklich für sie da zu sein.“ Das hat auch eine Kehrseite: Die enge Bindung zu den Sterbenden und ihren Angehörigen lässt das, was man professionelle Distanz nennt, nur sehr bedingt zu. „Wir lassen unsere Gäste eng an uns heran. Das macht etwas mit jedem von uns und jeder geht anders damit um“, sagt sie. „Mich hat all das noch sensibler für den Umgang mit Menschen gemacht und dafür, wie wertvoll das Leben ist.“

Ein Blick ins Treppenhaus. Die Wände sind mit großen Zitaten versehen.

20 Uhr: Die Küche ist aufgeräumt, der Gemeinschaftsraum leer. Andrea und Yaneli gehen durch die Zimmer, messen Blutdruck, sprechen mit den Gästen. Herr F. ist an diesem Abend unruhig. Er hat schlechte Nachrichten von seiner Frau erhalten, die an Brustkrebs erkrankt ist. Ihre Blutwerte sind besorgniserregend und sie muss ihren Führerschein abgeben. Andrea nimmt sich Zeit für ein langes Gespräch.

Danach bereiten die Pflegerinnen die Nacht vor. Zur Abendroutine gehört auch die Mundpflege – besonders wichtig, wenn Gäste kaum noch essen oder trinken können. Dann wird die Mundschleimhaut befeuchtet, manchmal sogar mit Tupfern, die nach den Lieblingsspeisen schmecken. „So können Menschen noch einmal etwas Vertrautes wahrnehmen“, erklärt Andrea.

Heute ist das nicht nötig. Und ein akuter Sterbeprozess zeichnet sich an diesem Abend bei niemandem ab. Eine Gästin im Erdgeschoss klagt über Luftnot. Yaneli versorgt sie mit Medikamenten und beruhigt sie. Zuvor hat die Frau geträumt, dass sie ein Knäuel Haare verschluckt hat – und Knöpfe. Ein möglicher Grund ist die starke Verformung ihres Unterkiefers, durch die sich ihre Prothese nicht mehr einsetzen lässt. Sie erhält nun weiche Kost.

21.10 Uhr: Der Spätdienst kontrolliert ein letztes Mal, ob die Bettklingeln in Griffweite liegen, Fenster richtig stehen und alle Gäste versorgt sind. Manche brauchen Hilfe bei der Prothese, andere beim Zubettgehen. Ich verabschiede mich noch einmal von Herrn K. Andrea übernimmt anschließend seine Abendpflege, wäscht ihm das Gesicht, die Intimzonen und macht seine Hände frisch.

Ich sage Herrn G. gute Nacht. Er möchte noch fernsehen. Seine Schlaftablette wird ihm später die Nachtschwester bringen, so wie er es immer will. Er liegt auf dem Bett, lächelt mich an und sagt: „Ich bin gespannt auf den Artikel.“

21.30 Uhr: Im Gemeinschaftsraum treffe ich Daniela und Katy vom Morgen wieder. Sie übernehmen die Nachtschicht – und mit ihnen verbringe ich die letzten Stunden meines Besuchs bis zum nächsten Morgen.

Gemeinsam mit Andrea und Yaneli sitzen sie bei der Übergabe am großen Tisch. Wieder fällt mir auf, wie viel Zeit sich alle nehmen, um über die Gäste zu sprechen. Herr K. liegt inzwischen wieder auf seiner Lieblingsseite im Bett. Trotz der beunruhigenden Nachricht von seiner Frau schläft Herr F. ruhig in seinem Zimmer. Dort ist es still und dunkel. Nur ein kleines Salzlämpchen brennt, so wie er es mag.

Sie sprechen über die Luftnot der Gästin im Erdgeschoss. Bei der morgigen Visite will das Team mit dem Arzt über eine Erhöhung der Dosis ihrer Medikamente sprechen. Dann verabschieden sich Andrea und Yaneli. Ich frage Katy nach festen Abläufen in der Nacht. Auch hier gibt es kaum starre Routinen. „Grob gesagt machen wir drei Hauptrunden“, sagt sie. „Aber wenn jemand mehr Zuwendung braucht, gehen wir häufiger zu ihnen.“

„Heute sind die Gäste eher ruhig, zumindest bis jetzt“, sagt Daniela. „Aber das kann sich schnell ändern.“ Nicht selten muss sie Angehörige anrufen, wenn es einem Gast schlechter geht. „Viele spüren selbst, wenn es kritisch wird, und kommen dann von allein.“ Die Türen für Angehörige stehen auf Wunsch rund um die Uhr offen.

Ich merke, dass ich zunehmend müder werde, und will wissen, wie es ist, regelmäßig nachts zu arbeiten. Katy gehört zu den drei Pflegerinnen, die ausschließlich nachts im Einsatz sind. „So ist es leichter, als ständig zu wechseln – aber anstrengend bleibt es“, sagt sie.

Daniela arbeitet zu unterschiedlichen Zeiten. Heute ist ihre letzte Nachtschicht nach fünf Nächten. „Deshalb geht es heute. Ich habe mich daran gewöhnt.“ Abstriche muss sie dennoch machen. Sie hat Kinder. Tagsüber schläft sie fünf bis sechs Stunden, danach ist sie oft wie betäubt.

LEISE GESPRÄCHE, STILLE GEDANKEN

22 - 6 Uhr

22 Uhr: Während Katy und Daniela in die Zimmer gehen, kehre ich in den Raum der Stille zurück. Ich blättere in den Gedenkbüchern mit den persönlichen Dankesworten der Angehörigen. „Sie alle machen Ihre Arbeit mit so viel Liebe“, heißt es da. Oder: „Aufgenommen mit so viel Liebe und Zuwendung hat sich meine Mutter hier unglaublich wohlgefühlt. Sie hat immer wieder gesagt: ‚Ich fühle mich so frei hier – ich bin glücklich.‘ Kann man wohl mehr am Lebensende erreichen? Ich denke nicht“, schreibt die Tochter einer Gästin. Die Nichte einer anderen schreibt: „Sie hat sich bei Ihnen vom ersten Tag an willkommen und fast wie zu Hause gefühlt. Sie haben es ihr leicht gemacht, ihre Krankheit anzunehmen und sich auf ihre letzte Reise vorzubereiten.“

Ich denke an meinen Vater. Er hat vor wenigen Wochen eine schwerwiegende Diagnose erhalten. Kann ich mir vorstellen, dass er seine letzte Lebensphase hier verbringt? Nach diesem Tag zumindest deutlich besser.

22.30 Uhr: Daniela und Katy haben ihren Rundgang beendet und weitere Gespräche mit den Gästen geführt, die noch wach sind. Zum ersten Mal an diesem Abend kehrt etwas Ruhe ein. Ich bin überrascht, dass ich wieder wacher werde. Daniela sagt, die schwierigste Zeit komme meist später. „Zwischen ein und drei Uhr zieht es sich oft. Ab vier Uhr geht es dann wieder schnell.“

Sie sagt, dass sie im Hospiz erst lernen musste, sich wirklich Zeit nehmen zu können. In früheren Pflegeeinrichtungen sei das kaum möglich gewesen. „Hier kann ich einfach dableiben, reden oder nur zuhören.“ Doch auch sie betont, dass diese Nähe kaum Distanz zulässt. „Wir nehmen vieles mit nach Hause. Und es gibt Fälle, die uns sehr zu schaffen machen. Aber wir zerbrechen nicht daran.“ Ich frage sie, warum. Sie überlegt kurz und sagt dann: „Das hat viel mit Frank Hieret zu tun. Er achtet auf uns. Er fängt uns auf. Mehr Wertschätzung geht kaum.“

Der Tod selbst bleibe dennoch belastend. Besonders schwer seien manchmal nicht die letzten Atemzüge, sondern die letzten Begegnungen zwischen Gästen und Angehörigen. „Wenn Kinder sich verabschieden, geht uns das oft nah. Manchmal muss ich dann einfach mal an die frische Luft gehen.“

1.50 Uhr: Daniela beginnt einen weiteren Rundgang. Bei Herrn K. haben die Schmerzen deutlich zugenommen. Er ist verschwitzt und unruhig. Über die vorhandene Nadel verabreicht sie ihm Morphium. Nach etwa zehn Minuten wird seine Atmung ruhiger. Sein Zustand wirkt dennoch deutlich kritischer als noch am Tag. Ich merke, wie sehr Daniela das berührt.

Zurück im Stationsbereich reinigt die Pflegerin die Luftbefeuchter. Ich frage erneut nach dem auffallend angenehmen Geruch im Haus. Auch das, sagt sie, habe mit Zeit zu tun. „Wir können unsere Gäste sofort waschen oder ihre Windeln wechseln.“ Auch das ist für viele Betroffene ungewohnt. „Eine frühere Krankenschwester, die hier Gast war, hat mich einmal gefragt, wann ein guter Zeitpunkt wäre, um auf die Toilette zu gehen. Ich habe gesagt: jederzeit. Aber sie hat immer wieder gefragt, wann es mir passt. Dass sich die Abläufe nach ihren Bedürfnissen richten, war etwas völlig Neues für sie.“

2.30 Uhr: Die Frau mit den wunden Stellen am Gesäß klingelt nach Katy. Sie hat Probleme, durchzuschlafen, und ihre Haut brennt. Sie lässt sich eincremen, aber sie will ihre Schlaftablettendosis nicht erhöhen. Die Pflegerin respektiert das.

3.50 Uhr: Daniela macht sich Sorgen um Herrn K. Seine Atmung hat sich verändert. Eine Stunde später normalisiert sie sich wieder. Er wacht kurz auf und schläft dann weiter.

In der Nacht spricht Daniela mit mir über letzte Wünsche von Gästen. Immer wieder arbeitet das Hospiz dabei mit dem Verein Wunsch am Horizont zusammen. Manche möchten noch einmal ein Fußballspiel besuchen, einen Friedhof sehen oder bei einem Familienfest dabei sein. Ein Gast aus Gelnhausen konnte auf diese Weise sogar noch einen Hubschrauberflug über das Kinzigtal machen. All das, merke ich, bedeutet dem Team sehr viel. Denn Daniela ist nicht die Erste, die mich auf den Verein aufmerksam macht.

6.20 Uhr: Stefan und Ilona sind gekommen. Wie vor 24 Stunden gibt es wieder eine Übergabe mit Daniela und Katy. Die Nacht war ruhig. Doch allen ist klar, dass sich der Zustand von Herrn K. verschlechtert hat. Und auch über Herrn F. machen sie sich Gedanken, nachdem seine Frau ihren Führerschein abgeben muss. Alle vier wissen, wie sehr er an ihr hängt. Trotz seiner Sorgen hat er die Nacht durchgeschlafen und nicht einmal mitbekommen, wie er umpositioniert wurde. Erneut lassen sich alle viel Zeit mit der Übergabe, während Stefan und Ilona einen ersten Kaffee trinken. All die Begegnungen mit den Gästen in den vergangenen 24 Stunden ziehen vor meinem inneren Auge vorbei. Und ich denke an die Pfleger und die anderen Menschen, die ich bei meinem Besuch kennenlernen durfte. Von ihnen will ich schreiben, auch wenn ich weiß, dass ich ihnen damit nicht gerecht werden kann. Doch erst will ich schlafen. Ich verabschiede mich, während Katy und Daniela weiter mit ihren Kollegen sprechen.

Als ich nach draußen komme, ist es bereits hell. Ein Mann kommt mir auf der Holzgasse entgegen, und ich lächle ihn an.

Er lächelt zurück.

„Das Auge isst eben mit“: Yelena Gross bringt Frühstück auf ein Zimmer.

Frank Hieret (links) und Eugen Glöckner am Herd vor dem Team-Frühstück.

ÜBER DAS HOSPIZ

Der **Förderkreis Hospiz Kinzigtal** unterstützt das Hospiz St. Elisabeth Kinzigtal in Gelnhausen und hilft dabei, die wichtige Begleitung schwerkranker Menschen und ihrer Angehörigen zu sichern. Da ein Teil der laufenden Kosten nicht durch Kranken- und Pflegekassen gedeckt wird, ist das Hospiz dauerhaft auf Spenden und Unterstützung aus der Region angewiesen.

Wer sich über die Arbeit des Vereins informieren möchte, kann die Webseite **www.foerderkreis-hospiz-kinzigtal.de** besuchen.

Spenden sind auf die folgenden Konten des Förderkreises möglich:
VR Bank Bad Orb-Gelnhausen,
IBAN: DE70 5079 0000 0008 6513 88

Kreissparkasse Gelnhausen,
IBAN: DE65 5075 0094 0000 0750 97

VR Bank Main-Kinzig-Büdingen,
IBAN: DE66 5066 1639 0003 2025 0

Mehr Informationen über die Einrichtung und ihre Ansprechpartner gibt es im Internet auf **www.hospiz-gelnhausen.de**.